Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt

Wöchentliche Beilage zur Thorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 4. 1889.

Der Condéer.

Novelle

von **Schmidt-Weißenfels.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Nun, so rede!“ sagte Horak, den die bei aller Freundlichkeit doch sehr bestimmten Worte Michel's kleinlauter und befangen gemacht hatten. „Was ist dies für Noth, in die Du gerathen bist?“

„Die Noth des Wildes, das umstellt ist und sich in ein Dickicht flüchtet,“ gab der Lange nun zur Antwort, „wo es allein noch Rettung zu finden glaubt. Der Dischinger Malefizgraf, der Höllenkerl, hat alle seine Spürhunde gegen uns losgelassen und uns bei Biberach überfallen. Die Meisten meiner Bande fing er ein und hat er nach seiner Frohnveste geschleppt. Ich bin ihm entwischt, aber es war schrecklich, Freund, schrecklich seit jenem Tag für mich! Donnerja, ein Hundeleben! Keine Ruh', keine Rast! Franzosen und Oesterreicher, Württemberger und auch die Badenser und Schweizer machen mit dem Malefizgrafen gemeinsame Sache. Alle Landstraßen sind voller Soldatenstreifen, die Wälder werden abgesucht, unsere Schlupfnester ausgenommen. Wohin? Ich weiß nicht wohin.“

„So!“ sagte Horak beunruhigt. „Und darum kommst Du zu mir?“

„Darum, Brüderlein, darum allein.“

„Hol' Dich der Satan!“

„Das soll er eben nicht. Seit vierzehn Tagen ist er mir auf den Fersen, stellt er mir ein Bein, jagt er mich vom Nachtlager, wo ich in Ställen oder im Kornfeld eins gesucht. Ein Wunder, daß ich ihm immer noch entwischt bin, ein wahres Wunder, Donnerja! Aber nun halt' ich's nicht mehr aus, Condéer!“

„Daß Dich, Du Unglückskerl! Laß Dir den Namen in Deinem Schlund, oder ich krieg' das Blut in die Augen! Wie, zum Henker! hast Du denn den Weg zu mir gefunden?“

„Als ich nach Singen kam, dacht' ich an Arisheim und ging hin. Ich glaubte, da seiest Du als Tochtermann des Hofbauern. Aber ich erfuhr, daß Du in Kreuzlingen Dich ansässig gemacht.“

„Das erfuhrst Du auf Arisheim? Von wem denn?“

Horak lief es heiß über den Rücken.

„Der Junge war just auf dem Feld,“ antwortete Michel, indem er über die sich verrathende Angst seines früheren Hauptmanns listig in den Bart lächelte. „Ist's der Sohn oder wer, ich weiß nicht. Er kannte mich auch wieder von damals her, sah mich verteufelt scheel an, so artig und bescheiden ich mich auch gab. Sagte, daß ich mich so im Vorbeigehen einmal aus Theilnahme wieder nach dem verwundeten gnädigen Herrn aus Böhmen erkundigen wollte, wie es ihm seit drei Jahren ergangen und wo er sei. Nun, ich habe mich in Acht genommen, nichts Verdächtiges hervorzubringen. Sei ohne Sorgen, Bruder, ohne Sorgen.“

„Und dieser junge Mann,“ forschte Horak begierig weiter; „was berichtete er Dir denn? Sag' mir nur Alles, Michel; denn wer weiß, was Du mir da für eine Suppe eingebrockt hast. Verwünscht sei Dein Streich!“

„Der Junge? Frech war er und meinte, wenn ich etwa wieder mich eingestellt hätte, um von dem Böhmen Geld zu verlangen, so müßte ich ihn in Kreuzlingen suchen, drüben am Bodensee. Ich that über die Rede sehr gekränkt, freute mich aber im Geheimen über die Mittheilung, daß Du in der Schweiz seiest, wohin ich durchaus

Bartgeier. (S. 27)

wollte. So trollte ich mich und lief nach Konstanz. Habe seit den zwei Tagen, daß ich deshalb wieder querfeldein und abseiten der Straßen gestiefelt, nichts Warmes im Leibe. Gib mir darum aus alter Freundschaft zu essen!"

„Das sollst Du haben," entgegnete Horak in finsterem Nachdenken. „Doch erzähle weiter — wie fandest Du hieher?"

„Nach Konstanz wagte ich nicht hineinzugehen; am Thor hätte mich gewiß die Wache angehalten und befragt. Es ist ja auf einmal wie eine Verschwörung der Polizei überall hier im Lande und strenge Kontrole an allen Thoren, in allen Wirthschaften. Und nach mir fahndet man besonders mit Steckbriefen und Patrouillen. Deine Erbschaft war bös, sehr bös; denn Du giltst wirklich für todt und vom Condéer ist's längst still, ganz still. Aber man hat's erfahren, daß ich statt Deiner unsere Bande geführt, und nun soll ich auch für Dich büßen. Das verdank' ich Dir."

„Wie fandest Du mich hier?" wiederholte Horak ingrimmig seine vorige Frage. „Ich muß dies wissen!"

„O," beschwichtigte der Rothbart wieder, „brauchst nichts zu besorgen deshalb. Ich werde doch nicht so dumm sein und Dir eine Gefahr bereiten. Ich ging um Konstanz herum nach Kreuzlingen, von da hierher dem See zu, als wüßte ich schon näher Bescheid, wo Du wohnest. Ich witterte es, möchte ich sagen. Da spielten am Ufer ein paar Kinder, die fragte ich und die zeigten mir Dein Haus. Ich konnte sehen, daß vom See aus da hinauf zu steigen war, und so nahm ich den Weg und bin nun hier."

Eine Weile schwieg Horak noch nach dieser Erklärung, die ihn etwas beruhigt zu haben schien. Dann fragte er kurz und rauh: „Was willst Du von mir?"

„Essen, Freund, Ruhe und Obdach," antwortete Michel mit der Zuversicht eines Menschen, der sich ob solcher Forderung der Gastlichkeit nicht zu bedenken braucht.

„Essen — gut," erhielt er jedoch zum wenig einladenden Bescheid: „Ruhe — meinetwegen eine Nacht. Aber morgen in aller Frühe machst Du, daß Du weiter kommst."

„So willst Du mich in die Hände der Polizei jagen?" erwiederte Michel jetzt mit einer höhnischen Miene. „Ist dies Freundschaft, Deine Hilfe in meiner Noth?"

„Soll ich," schleuderte Horak ihm zu, „Deinetwegen etwa meine Frau, mein Kind, meine Ruh', ja, mein Leben auf's Spiel setzen? Man ist Dir auf den Fersen. Wie leicht, daß man Dich hier entdeckt und damit das Unglück auch über mich einbrechen kann!"

„Wie feige Du geworden bist! Wer soll mich hier, bei Dir, dem wohlangesehenen Gutsherrn Horak suchen? Keinem Menschen fällt so etwas ein. Aber in jedem fremden Hause bin ich verdächtig, und wer, der mich kennt und mich verbergen möchte, ist hier? Nur Du kannst mir solchen Dienst in jetzigen Verhältnissen leisten; nur Du. Darum suchte ich zu Dir zu gelangen, und darum bleibe ich hier. Das ist Nothgebot und Selbsterhaltung, Donnerja! Sieh' es doch nur ein!"

„Ich kann Dich aber nicht hier behalten! Nimmermehr!" wies ihn entschieden seine ehemaliger Genosse ab.

„Was denn, Condéer?" hob der Lange trotzig sein Haupt. „Was fürchtest Du davon? Ich bin zu Besuch bei Dir, helfe Dir bei der Arbeit, gehe nicht aus dem Hause. Ich richte mich im Aussehen anders her, nehme meinen Bart ab, Du verschaffst mir andere Kleidung, als Bauernknecht etwa. Und selbst, sollte es doch das Unglück wollen, daß ich hier entdeckt würde — nun, dann nehme ich's wahrhaftig allein auf mich und bezeuge, daß Du mich nicht gekannt hast, daß Du aus Dankbarkeit, weil ich Dir einst zu Hilfe in der Noth gekommen — das kann ja genug bezeugt werden — mich aufnahmst in der Meinung, ich sei ein armer Landmann von drüben, und so weiter."

„Das geht nicht, das geht nimmermehr! Was sollte meine Frau davon denken? Und wenn von ungefähr mein Schwiegervater mich, wie manchmal um diese Zeit, besuchte?"

„Mit etwas Witz und gutem Willen von Dir gibt's da keinen ernstlichen Anstand. Ich muß eben von Dir das Opfer in meiner Bedrängniß, da sie mir an den Hals geht, verlangen, und ich werde Dir's leicht machen. Ist die Luft erst wieder rein und haben wir uns reiflich überlegt, wie ich meine Rettung finden kann, so scheide ich, und auf Nimmerwiedersehen, von Dir. Mein Wort darauf, Herr Horak!"

„Dein Wort? Gabst Du mir es nicht schon einmal? Ich wog es Dir mit Gold auf, Michel. Nun, ich will Dir nochmals Geld geben, damit Du reichlich mit Mitteln als ein Reisender Dich nach Italien oder nach Frankreich begeben kannst — doch geh'! Du mußt gehen, wenn nicht sogleich, so morgen früh."

„Geld?" höhnte der Rothbart wieder. „Ich habe noch genug. Das hat jetzo keinen Werth für mich, sondern Verborgenheit, Sicherung, ein Obdach, bis meine Verfolger die Spur verloren."

Horak verzagte, seinen unheimlichen Gast los zu werden.

„Bis morgen!" raffte er seinen Ingrimm noch einmal zusammen. „Dann will ich, daß Du gehst, Michel! Thue es mir aus alter Ergebenheit und Freundschaft an!" setzte er aber dann in bittendem Tone hinzu.

„Ueberlege es Dir bis morgen," versetzte Michel ungeduldig und zornig. „Doch ich sag's Dir im Voraus: bringt mich Deine Selbstsucht, Dein harter Sinn in's Malheur, so ziehe ich Dich nach, und der Condéer lebt wieder auf und der Horak ist todt."

Diese Drohung brach den letzten Wiederstand. „So bleib'. Ich nehm's auf mich. Seien wir nun klug im Hause, Michel."

Toni glaubte ihren Ohren nicht zu trauen, als darnach ihr Mann mit dem Fremden in's Wohngemach trat und ihn mit erzwungener guter Laune also vorstellte: „Das ist der wackere Mann, der mich nach Arisheim als Verwundeten führte — Du weißt ja, Toni. Er wird eine Weile unser Gast sein. Richte ihm ein Bett her. Und nun zum Essen; er hat einen tüchtigen Hunger mitgebracht."

7.

Die Anwesenheit des langen Michel im Hause machte sich wie ein Alpdruck auf die Familie geltend. Der alte fröhliche, sorglose Ton, der sonst da geherrscht und auf einmal verstimmt geklungen hatte, war nun vollends verloren gegangen. Alle standen unter einem Zwang, und Jeder fühlte, daß der Andere sich in seinem Wesen verstelle, etwas im Stillen mit sich herumtrage. Selbst das unschuldige Kind war von dieser häßlichen, peinlichen Stimmung angesteckt. Es bezeigte Furcht vor dem fremden „Onkel", so freundlich derselbe auch gegen es that, und es scheute sich sogar vor dem Vater, wenn der es liebkosen wollte. Und er unterließ es darum auch, denn es kam ihm nicht mehr von Herzen, beglückte ihn nicht mehr. Diese stille, instinktartige Verurtheilung der reinen Kindlichkeit, die er so über seine Schuld fühlte folterte ihn, und er suchte daher ihrem Bann sich zu entziehen so viel als möglich.

Toni hatte am ersten Morgen nach der Aufnahme des Gastes ihren Mann des Näheren über denselben und den Zweck seines Besuches befragt. Er wollte ihr mit erheuchelter Unbefangenheit ein Märchen deswegen aufbinden, aber er vermochte es nicht. Indem sein Blick auf die großen, frommen und doch so befremdet auf ihn gerichteten Augen der jungen Frau traf, erstarb ihm das Wort, verzerrte sich sein Lächeln, verwirrte sich sein Sinn. Er rettete sich aus der Verlegenheit, indem er schroff ihr das Fragen als unnütz verwies.

Sie zweifelte von der ersten Stunde an, die Michel im Hause war, nicht daran, daß zwischen ihm und ihrem Manne geheime Beziehungen bestünden. Rief schon das Ahnen ihrer Seele solche Zweifel auf, so bestärkte sie das Benehmen der Beiden zu einander von Tag zu Tag. Das war nimmer der Verkehr zweier Menschen, von denen der Eine der dankbare Wohlthäter, der Andere der dankbare arme Teufel sein sollte, wie sie ihr von vornherein hatten glauben machen wollen. Sie verstellten sich vor ihr, das wurde bald unverkennbar, und sie verriethen sich oft durch Nachlässigkeiten in Geberden oder Rede, die dem durch Mißtrauen erhöhten Scharfsinn des Weibes nicht entgingen.

Wohl spielte Michel vortrefflich den harmlosen, treuherzigen Bauern, der sich überaus freue, daß er den lieben, gütigen Herrn wiedergefunden, dem er einst einen so wichtigen Dienst hatte leisten können; weshalb aber änderte dieser Fremde seine Kleidung und sein Aeußeres, indem er sich den Bart abnahm? Und wie reimte sich das behauptete Verhältniß zwischen ihm und Horak damit, daß sie oft mit einander abseits gingen, als hätten sie Wichtiges im Geheimen zu besprechen; daß sie sich manchmal anschauten, als hätten sie einen Zorn in der Brust? Freilich, es gab in jener Zeit Flüchtlinge genug, in Oesterreich und in Schwaben: verfolgte Jakobiner, deutsche Schwärmer für die französische Republik. Sollte dieser Michel einer derselben sein und sich dadurch Alles genugsam, auch die Unruhe Horak's erklären? Toni hätte es gern glauben mögen und damit sich zufrieden gegeben; doch all' ihr Sinnen und Empfinden sträubte sich dagegen und floß immer mehr in einem Grauen vor dem Gast, in einem quälenden Argwohn gegen ihren Mann zusammen.

„Joseph," machte sie diesen Bedrückungen eines Abends, als sie allein mit ihm im Schlafzimmer war, Luft und umschlang seinen Hals mit ihrem Arm, „schaff' diesen unheimlichen Menschen fort. Ich ertrag's nicht mehr im Hause. Gott weiß, warum, ich komme aus der Angst nicht mehr heraus. Ich hab' Angst um Dich. Wie anders bist Du doch seit einiger Zeit geworden! O, Du verhehlst mir etwas, und es müßte dann doch etwas Wichtiges, etwas Unheilvolles, Schreckliches sein! Joseph, Du bist der Alte nicht mehr, und dieser Mensch, den Du hier wie einen Verfolgten verbirgst, raubt Dir Ruh' und Frieden. Mach' ein Ende damit, ich beschwöre Dich!"

Unwillig antwortete er ihr darauf und sprach von dummen Einbildungen; indessen er belog sich damit selber und verwünschte sich, es thun zu müssen. In Wahrheit, er litt, wie es sein Weib errieth, und was es von ihm erbat, wollte er seit der Ankunft Michel's an jedem neuen Tage ermöglichen. Unter dem Schwert des Damokles fühlte er sich, und als sei die Spitze des kalten Eisens immer an seinem Nacken. Auf Schritt und Tritt verfolgten ihn phantastische Gefahren; in Jedem, der sein Anwesen betrat, sah er schon einen Häscher. Eine tiefe, grausige Kluft hatte sich vor ihm aufgethan, und ihm war, als zerre der alte Spießgesell ihn an der Kette dahin und reiße ihn mit sich in das Verderben. Ha, wenn der Michel nicht wäre, dieser Mitwisser, dessen gehorsamer Knecht er nun sein mußte, wenn der nicht wäre, dann verlor sich auch das Andere: das Mißtrauen seiner Frau, und Alles wurde wieder gut, alle schwarzen Wolken zogen ab, klar schien wieder die Sonne auf sein Leben. Wenn der Michel nicht wäre!

So finstere, unheilvolle Gedanken wälzte er in seinem Hirn, wie der Himmel in der That schweres, gewittergeladenes Gewölk. Der Tag war heiß gewesen, eine brütende Schwüle bedrückte die Natur. Alles war düster, der See, die Berge, die Landschaft ringsum. Eine geheimnißvolle Spannung der Erde, was der Himmel über sie verhängen werde. —

„Der See wird unruhig," sagte Joseph, indem er vom Garten aus mit finsterem Blick und sinnend auf das Wasser schaute; „das könnte einen guten Fischfang geben. Komm, Michel, wir wollen das Boot besteigen und hinaus fahren."

Michel, der sich mit Unkrautjäten beschäftigt hatte und zu dem Joseph mit seiner Aufforderung herangetreten war, nickte und entgegnete munter: „Das ist gescheidt. Hier ist's wie im Backofen und auf dem Wasser ist's doch frischer. Man könnte auch ein Bad nehmen."

„Kannst Du ja," warf Joseph hin. „Ich werde das Netz holen; geh' derweil hinunter."

Michel that, wie ihm geheißen, und löste unten am See das Boot, das da an einem Pfahl befestigt war und von den Wellen, die schon über die Steinböschung hinausschlugen, hin und her geschaukelt wurde. Bald kam auch Horak mit dem Netz.

„Da nimm," reichte er es ihm hin. „Dir wird's Spaß sein, zu fischen. Ich werde das Boot führen."

Sie bestiegen es und mit kräftigen Ruderschlägen brachte es Horak in den See hinaus, indeß Michel im Vordertheil saß und das Netz in's Wasser hielt.

Hohe Wogen schlug der See und die ersten grellen Blitze züngelten durch die Wolkenmasse, die den Vorhang der Alpenhäupter des Säntis und hinten von Vorarlberg bildeten. Aufrecht, nur eins der Ruder handhabend, stand Horak in dem Boot, das er jetzt treiben ließ, wie es die Fluth wollte. Mit blitzenden Augen starrte er auf den Kopf Michel's nieder, den derselbe weit über Bord gebeugt hatte, weil er mit beiden Armen das Netz im Wasser hielt.

Wenn er ihm jetzt einen Stoß gäbe, so mußte er das Gleichgewicht verlieren und in's Wasser fallen. Dann konnte er ja gründlich ein Bad nehmen. Einen Schlag mit dem Ruder auf den Kopf, und die wilden Wogen rissen einen Leichnam mit. Dann war der gefährliche Spießgeselle von einstmals für immer still und beseitigt; das Geheimniß, das nur er aufdecken konnte, begraben. Er war eben durch Unvorsichtigkeit verunglückt, sagte der Mörder dann seiner Frau, und die würde es glauben und im Stillen wohl froh sein, auf diese Weise den ihr lästigen und widerwärtigen Gast los geworden zu sein. Freilich, es wäre in Wahrheit ein Mord. Aber dieser Mord wäre wie die That einer Nothwehr. Er sicherte ihm, der ihn beginge, das Lebensglück und die Lebensruhe. Was sollte er darüber also Gewissensbisse haben? Jeder ist sich selbst der Nächste. Und was lag an diesem Banditen? Wer anders als das Gericht fragte nach ihm? So hatte er ja eigentlich doch kein Recht mehr zu leben, und der kurze Prozeß, ihn im Bodensee untergehen zu lassen, bereitete ihm das Ende, das ihm so oder so bevorstand. Zudem, er war der Mörder des echten Horak, und der falsche übte somit gleichsam Gericht über ihn. Ein Stoß, ein Schlag, und ein geächteter, gefährlicher, für die Gesellschaft durchaus verlorener Mensch wäre nicht mehr da. Was noch sich besinnen, wenn man nur leben kann durch den Tod des Anderen, der ja todeswürdig ist! Warum nicht solche That, die im Grausen des Gewitters spurlos für die Welt untergeht!

Horak hob das Ruder und holte aus zum Schlag nach Michel's Haupt. In diesem Augenblick wandte sich dieser um und sah die drohende Bewegung. Aus Horak's Mienen las er, welches Schicksal ihm bereitet werden sollte. Erschrocken ließ dieser das Ruder sinken; todtenbleich schwankte er einer Ohnmacht nahe auf die Bank nieder und zitternd saß er da, dicke Schweißtropfen auf der Stirne.

„Aha!" höhnte Michel und zog kaltblütig das mit Fischen gefüllte Netz in das Boot. „Darum Fischfang! Du wolltest mich einladen, jetzt ein Bad zu nehmen?"

„Was schwatzest Du?" ermannte sich Horak.

„Schon gut, Condéer! Ich durchschaue Dich. Lassen wir das Fischefangen und rudere mich hinüber an's Land. Ich werde Dich im Auge behalten. Vorwärts, oder es gibt eine Seeschlacht!"

Horak hatte den Muth nicht, dem Befehl, der so an ihn gerichtet wurde, zu trotzen. Er fühlte sich zermalmt unter der Entdeckung seiner verrätherischen Absicht durch den Bedrohten. Er gehorchte wie ein Sklave, der eine Strafe seines Herrn fürchtet.

„Sei doch nicht närrisch, Michel!" stammelte er und versuchte wieder Meister der Lage zu werden. „Was fällt Dir nur ein? So einen dummen Spaß bei diesem Wetter traust Du mir doch nicht zu! Aber es wird bös, und besser, wir kehren nach Hause zurück."

Er mußte deshalb scharf die Ruder ziehen. Gewaltig gingen die Wogen und donnerten gegen die Böschung des Ufers, hochauf da ihren weißen Gischt emporschleudernd. Die schwarzen Wolken lagen förmlich auf dem See und man unterschied nicht mehr zwischen Wasser und Himmel. Furchtbare Blitze umflammten den halben Horizont, und den Donner hörte man aus der fernen Alpenwelt widerhallen. Gleich einer Höllenpforte öffnete es sich zuweilen zwischen den Bergen drüben bei Bregenz, und aus ihr züngelten die Feuer in Zickzack bis in den tosenden See hinunter unter Krachen und ruhelosem Grollen der Donner. Zauberhaft großartig und schrecklich erstrahlte in Sekunden langem Flammen des Himmels das alte Konstanz, als wenn es in Brand gesteckt wäre und er seine Lohen emporwürfe. Rings um den See Blitzen und Donner, als hätten sich schwere Gewitter von Ost und West, von Nord und Süd hier ein Stelldichein zu einer flammenden Festfeier gegeben. Pfeifend brachen die Winde aus ihren Höhlen und begannen eine furchtbare Jagd über den See, der wild seine Wogen aufbäumte.

Das Boot Horak's wurde hin und her geschleudert, und trotz aller Anstrengungen desselben gelang es ihm nicht, die kurze Strecke bis zum Ufer damit zurückzulegen. Wüthend warfen sich die Wasser gegen die niedrige Einfassung daselbst, und wie in einer Brandung am Felsen flog das Boot immer wieder rückwärts. Er war in Schweiß gebadet, in Angstschweiß am meisten, indeß hinter ihm Michel mit grimmigem, höhnischem Blick ihn im Auge hielt, als wünsche er, daß sich endlich alle Kraft des Ruderers erschöpfe und das Boot umgeworfen werde, die Wogen ihn mitsammt dem Verräther begraben möchten. Denn die Rache in ihm brütete Vergeltung, ginge er nun auch mit dabei zu Grunde. Auf einmal war ihm sein Leben ohne Werth geworden, aber das seines tückischen Genossen verhaßt Er hatte dessen Absicht vorher zu deutlich durchschaut und ihm war klar, daß sie Beide nicht mehr mit einander sein könnten, daß er in dem Hause, wo er Asyl gesucht, seines Lebens nicht mehr sicher sei. Er begriff, daß der Condéer ihn beseitigen wollte, um desto besser sein Leben zu genießen. Jetzt gönnte er ihm diesen Genuß nicht mehr.

Da, während Horak noch immer gegen die Brandung kämpfte, kam Toni zum Ufer hinunter geeilt. Man sah, wie sie in Aengsten war; sie rang die Hände und rief ihm etwas zu, was Sturm, Himmels- und Wasserdonner verschlangen. Auch der Regen strömte nun wieder. Verzweifelnd bot Horak seine letzten Anstrengungen auf, um der furchtbaren Lage zu entrinnen. Und dank einem glücklichen Wellenschlag wurde sein Boot in diesem Moment auf den Uferbord geworfen, so daß die Planken auseinander krachten und nachstürzende Wogen es überflutheten. Aber Toni packte muthig und fest mit der Kraft der Angst den Rand des Kahnes, ehe er zurückgerissen wurde, und die Geretteten betraten schnell den Boden, Schiff und Fischnetz ihrem Schicksal überlassend.

„Um Jesu willen, Joseph," rief Toni, „wer geht in solchem Wetter hinaus auf den See!"

Er konnte nichts antworten, und sie hielt ihn für zu erschöpft dazu. Sie führte ihn wie einen Kranken durch den Regen am Acker hinauf dem Hause zu.

Hinter ihnen schritt gelassen der lange Michel, ohne daß sich Eines von den Beiden um ihn kümmerte.

8.

Das Gewitter hatte ausgetobt; aber schweres, düsteres Gewölk bedeckte noch den Himmel und hatte frühzeitiger nächtige Dunkelheit bewirkt. Im Wohnzimmer war der Tisch zum Abendessen gedeckt, und das Talglicht brannte darauf. Horak saß am Fenster auf einem Stuhl und grübelte vor sich hin; er war todtenbleich. Das kleine Lottchen stand am Tisch und schaute furchtsam zum Vater hinüber, der kein Wort mit ihm bisher gesprochen. Dann kam Toni und trug die Suppe auf.

„Wo ist er?" fragte sie ihren Mann.

Sie meinte Michel, den unleidlichen Gast. Er verstand sie, doch sagte er nichts.

Die Thüre ging auf, und der Erwartete kam. Er trug nicht mehr die ihm von Horak geborgten Kleider, sondern die seinigen und den ihm gehörigen Schnappsack übergehangen, den dicken Stock in der Hand. Einen Pistolengriff ließ er wie absichtlich im Gürtel unter seiner Jacke sehen. (Fortsetzung folgt.)

Der Bartgeier.

(Mit Bild auf Seite 25.)

Der Bart- oder Lämmergeier (siehe die Illustration auf Seite 25) nimmt eine Mittelstellung zwischen Geier und Adler ein und wird bis 1,25 Meter lang, mit einer Flugbreite bis zu 3 Metern. Sein Rücken ist schwarzgrau, der Kopf gelblich-weiß, von einer schwarzen Linie umzogen, der Hals und der ganze untere Theil des Körpers fast orangenfarben; ein Kranz von weiß-gelben, schwarzgefleckten Federn läuft über die Brust. Der Bartgeier bewohnt die höchsten Berge der Schweizer und Siebenbürger Alpen, die Pyrenäen, den Balkan, die Gebirge Spaniens, Italiens und Griechenlands, den Kaukasus, den Altai und Himalaya, sowie in Afrika vorzugsweise das abessinische Bergland. Sein Horst befindet sich stets nur auf den unzugänglichsten Felszacken und besteht aus einer Unterlage von kreuzweise gelegtem Knüppelholz, worauf eine Menge Heu und Stroh gehäuft, und schließlich aus Moos, zartem Reisig u. s. w. die Niststätte bereitet ist, in welches das Weibchen im März einige weiße, braungefleckte Eier legt, die etwas größer als Gänseeier sind. Ueber den Bartgeier ist schon viel gefabelt worden, und man hat ihm Unthaten aufgebürdet, die er wohl schwerlich je begangen hat. Nach Beobachtungen des berühmten Brehm ist er ein ziemlich feiger Gesell, welcher meist von Knochen und thierischen Abfällen lebt und nur selten ein kleines Wirbelthier, ein Kaninchen oder einen Hasen tödtet. Im Winter, wenn ihn der Hunger plagt, nähert er sich den Wohnungen der Menschen und kann dann leicht gefangen werden. Der Schaden, den er anrichtet, ist nicht bedeutend, auch wird der stattliche Vogel in neuerer Zeit immer seltener.

Die Hinrichtung Karl's I. von England.

(Mit Abbildung.)

Im August 1642 war der durch das Willkürregiment, die Hartnäckigkeit und das Intriquenspiel König Karl's I. von England herbeigeführte Bürgerkrieg zwischen König und Parlament ausgebrochen, dessen Ende bekanntlich war, daß der Monarch 1647 gefangen genommen und vor einen außerordentlichen Gerichtshof gestellt wurde. Er bestritt zwar dessen Kompetenz, trotzdem aber nahm das Verfahren seinen Fortgang und endigte damit, daß der König „als ein Tyrann, Verräther, Mörder und Feind des Gemeinwesens" zum Tode durch Enthauptung verurtheilt wurde. Am 27. Januar 1649 wurde der Monarch in die Westminsterhalle geführt, um den Urtheilsspruch zu vernehmen, alsdann vergönnte man ihm noch drei Tage, die er im Palaste von St. James in religiösen Uebungen mit Juxon, dem Bischof von London, zubrachte. Am 30. Januar Morgens geleitete man ihn, nachdem er Abschied von seinen Kindern genommen, nach Whitehall und führte ihn durch ein ausgebrochenes Fenster auf das vor dem Schlosse errichtete Schaffot, das eine zahllose Menschenmenge umwogte. Karl, der seinem Privatcharakter nach ein Mann von Wohlwollen und großer Sittenreinheit war, benahm sich mit Fassung und echt königlicher Würde. Mit fester Stimme hielt er eine Rede an die Umstehenden, betheuerte seine Unschuld, und schob alle Verantwortlichkeit für das vergossene Blut auf das Parlament, fügte aber hinzu, daß er seinen Feinden verzeihe. Er nahm dann den Hosenbandorden ab und gab ihn dem Bischof Juxon, welcher ihn auf das Schaffot begleitet hatte (siehe unsere Abbildung), kniete darauf vor dem Blocke nieder, beugte sich über denselben und gab selbst mit ausgestreckter Hand das Zeichen. „Seht den Kopf eines Verräthers!" rief der verlarvte Henker, indem er das abgeschlagene Haupt emporhob und dem Volke zeigte. Ein dumpfer, lang nachhallender Schrei des Entsetzens antwortete ihm.

Die Hinrichtung Karl's I. von England.

Die Eis-Industrie in New-York.

(Mit Bild auf Seite 29.)

In den größeren nordamerikanischen Städten hat sich in neuerer Zeit eine sehr bedeutende „Eis-Industrie" entwickelt, und namentlich in New-York (siehe das Bild auf Seite 29) spielt dieselbe eine wichtige Rolle. Dorthin wird durch die zahlreichen Gesellschaften, welche sich die Eisgewinnung und -Versendung zur Aufgabe machen, alljährlich ungefähr eine Million Tonnen (à 20 Centner) Eis gebracht, welches meist vom oberen Hudson, zum Theil auch von verschiedenen Seen stammt. Das Eis wird an Ort und Stelle durch Maschinen in Würfel von handlicher Größe zersägt, dann in großen Eishäusern am Hudson aufgestapelt und von Schiffen, die sich zu kleinen, von Schleppdampfern gezogenen Eisflottillen vereinigen, nach New-York gebracht. Unterwegs schmilzt natürlich ein Theil des Eises, so daß im Schiffsraum fortwährend Wasser steht, welches ausgepumpt werden muß. Diese Pumpen werden durch sich von selbst nach dem Winde stellende und daher sich unaufhörlich drehende Windmühlflügel in Bewegung gesetzt, wie wir sie an den im Hafen von New-York am Quai ankernden Schiffen sehen, deren Inhalt dort in Wagen umgeladen wird. Ein anderer Theil der Eisschiffe gibt seinen Inhalt an die großen Oceandampfer ab, die im Hafen ihren Eisvorrath einnehmen. Die Versorgung der Stadt selbst erfolgt wiederum durch zahlreiche Gesellschaften und Unternehmer. Die Eiswagen, deren Inhalt zuvor genau abgewogen wird, durchziehen namentlich in der heißen Jahreszeit von früh bis spät alle Straßen. Die größte Menge von Eis verbrauchen die Bierbrauereien, Metzger u. s. w. zur Füllung ihrer Eiskeller; aber auch in den meisten Privathäusern gibt es Eisschränke, so daß der Eisverkauf in den Straßen stets ein sehr reger ist. Selbst in den vorzugsweise von Armen bewohnten Vierteln umgeben in der heißen Jahreszeit fortwährend „kleine Kunden", d. h. Schaaren von schlechtgekleideten Kindern, die Fuhrwerke, theils um ebenfalls für wenige Cents Eis zu kaufen, theils um zu Boden fallende kleine Stücke aufzusuchen.

Der Bildschnitzer von Bethlehem.

Erzählung

von

Eduard Braunfels.

(Nachdruck verboten.)

In ganz Syrien weiß man es, daß die Mädchen von Bethlehem die schönsten sind, und Diejenigen, welche ein Weib suchen und mit Gütern gesegnet sind, scheuen daher auch eine weite Reise nicht, gehen nach Bethlehem und halten Umschau unter den Töchtern des Orts.

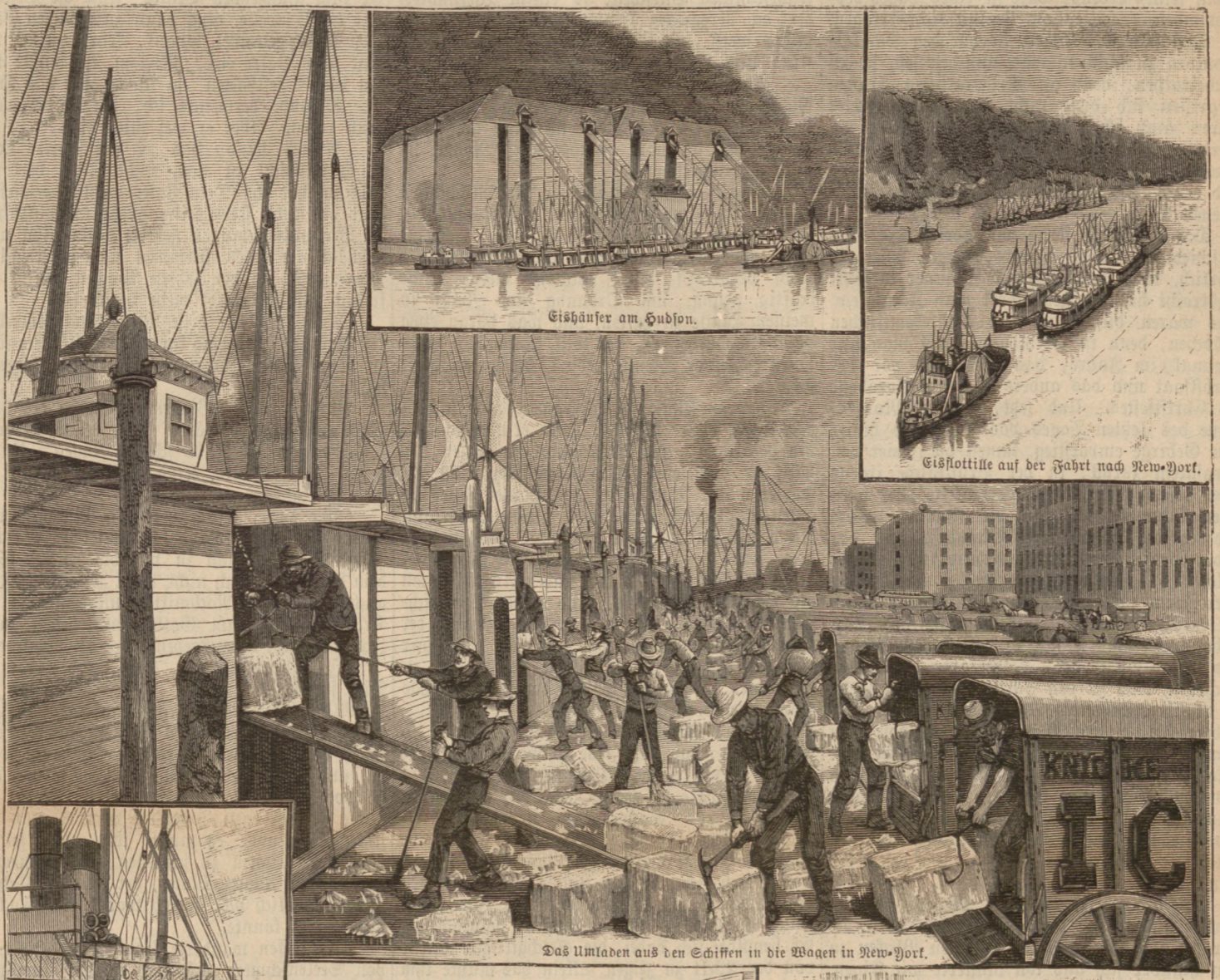
Aber auch solche, die nichts haben, kommen und schauen, wählen flink wie die Habichte und verschwinden dann mit ihrer Beute wieder spurlos, noch ehe man recht weiß, daß sie da waren. Das sind die Schakalbeduinen von Belka, jenseit des todten Meeres, die gefürchteten Mädchenräuber. Ganz leicht könnte dem Menschenraube Einhalt gethan werden, wenn der Pascha von Jerusalem es sich angelegen sein ließe, das braune Gesindel im Zaume zu halten; aber der schaut weg und hört und sieht nichts, und im Innern freut er sich, daß es den Christen, den Anhängern des Lügenpropheten, und besonders den Bildschnitzern in Bethlehem so übel geht.

Ja, auf die Bildschnitzer ist er am allerschlechtesten zu sprechen, die da aus Cedern- und Ebenholz Christusköpfe und Madonnen schnitzen und sie dann an die Pilger verkaufen für schönes Geld. Denn erstens treiben sie Abgötterei, indem sie Menschenbilder machen, die sie verehren, was der Prophet so streng verboten hat, und zweitens sind sie reich, ohne es zu zeigen, so daß ihnen der Pascha mit Steuern nicht beikommen kann.

So war es denn auch ganz natürlich, daß Abu-Sero sich der Gunst des Pascha's von Jerusalem am allerwenigsten zu erfreuen hatte, denn er war der geschickteste Bildschnitzer, ferner der reichste Einwohner von Bethlehem, ob er gleich den schlichtesten blauen Kaftan trug, und endlich besaß er in Naëmi, seiner Tochter, das schönste Mädchen von Bethlehem.

„Ei, ei!" riefen die Kameeltreiber vom Ghor, wenn sie durch Bethlehem kamen und die schöne Naëmi am Fenster stehen sahen, „welch' eine holde Taube! Wann werden wohl die Habichte kommen und sie wegschnappen?"

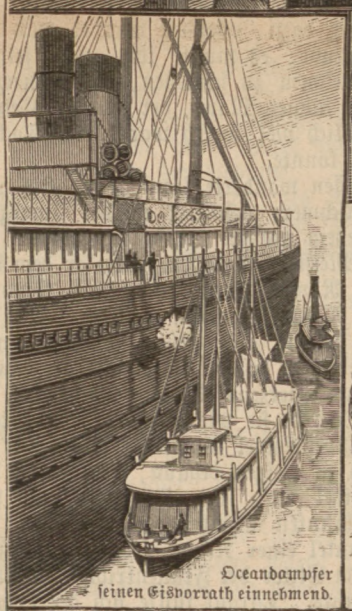
Und damit berührten sie des alten Abu-Sero schwerste Sorge. Naëmi war der Sonnen-



Eishäuser am Hudson.

Eisflottille auf der Fahrt nach New-York.

Das Umladen aus den Schiffen in die Wagen in New-York.



Oceandampfer seinen Eisvorrath einnehmend.

Auf der Eiswage.

Kleine Kunden.

Eisverkauf in den Straßen.

Füllung eines Eiskellers.

Die Eis-Industrie in New-York. (S. 28)

schein seines Lebens; wäre sie eines Tages verschwunden, er hätte ihren Verlust nicht ertragen.

Das sicherste Mittel, sie vor den Schakalbeduinen zu schützen, wäre nun gewesen, sie zu verheirathen, denn an verheiratheten Frauen vergriffen sich diese nicht, und viele Freier waren auch schon gekommen und hatten geworben, reiche Männer von Damaskus und Aleppo, aber Keiner hatte dem Vater behagt, und auch ihr nicht, denn sie hatte einen eigenen Sinn. — —

Das Christfest stand vor der Thüre; seit verschiedenen Tagen bereits waren, wie alljährlich, viele junge schmucke Männer in Festtagstracht hinüber gewandert nach Jerusalem. Das waren die Freier der bethlehemitischen Mädchen, denn in Bethlehem wirbt man nur zweimal im Jahre, das eine Mal vor der Herbstsaat und das andere Mal am Vorabend des Christfestes. Und jetzt, da die Morgensonne des letzten Tages vor dem Feste hinter dem Gebirge emporstieg, kamen die Freier von Jerusalem zurück, in der Brusttasche irgend einen feinen Ring, eine Perlenkette oder sonst einen Schmuck, wie ihn die Frauen lieben, und in der Hand einen Blumenstrauß, den Jeder sorgsam vor die Hausthüre legte, hinter welcher die wohnte, um die er nachher in aller Form zu werben gedachte. Bevor jedoch der entscheidende Schritt gewagt wurde, stieg Jeder noch einmal hinauf in den Krippentempel und sprach ein Gebet. Dann aber war Alles geschehen, was zu den Vorbereitungen gehörte.

Raschen Schrittes stiegen daher nach dem Gebete die jungen Männer wieder von dem Tempel herab; nur Einer schien es weniger eilig zu haben. Jeder kannte ihn, es war ja Leonidas, der junge Grieche, der seit länger denn einem Jahre schon beim alten Abu-Sero arbeitete und die schönen Kreuzchen schnitzte, welche die fremden Reisenden so ganz besonders gern kauften.

Langsam schritt er seines Weges. Er bemerkte nicht jenen Araber, welcher eben die Straße daher kam, mit stechenden Blicken zu ihm hinüber sah und ihn musterte wie Einen, an dem man ein ganz besonderes Interesse hat.

Bei dem letzten Bogen des Weges blieb Leonidas noch einmal zögernd stehen und blickte unschlüssig vor sich hin, und auch der Araber hielt in seinem Gange inne, als sei er krank und schwach und könne sich kaum fortschleppen. Dabei wandte er aber das lauernde Auge nicht eine Sekunde von dem jungen Manne weg.

„Er ist es," murmelte er zwischen den Zähnen hervor. „Bei Allah, er ist ein schlimmer Gegner!"

Leonidas hatte seine Unentschlossenheit überwunden, er athmete tief auf und schritt nun eilig dahin, direkt auf das Haus des Meisters zu. Fest klopfte er an die Pforte des kleinen, halb in den Granitfelsen hineingeschobenen Gebäudes und alsbald ward ihm auch von der Dienerin, der alten Miriam, geöffnet.

Die Alte sah Leonidas etwas verwundert an, denn in so festtäglichem Anzuge konnte er doch nicht zur Arbeit kommen, er wandte sich jedoch sofort in das Arbeitszimmer, wo sein alter Meister sich bereits das Schurzfell vorband. Er grüßte höflich und der Alte dankte, aber er sah nicht auf.

„Da heute Christfestes Vorabend ist," nahm Leonidas das Wort, „so komme ich, Meister, Euch zu sagen, daß Naëmi, Eure Tochter, mein ganzes Herz erfüllt. Gebt sie mir zum Weibe! Ich will nach wie vor Euer Gesell sein, aber frischer und fröhlicher werde ich arbeiten, wenn sie an meinem Herde schafft."

Der Alte hatte hoch aufgerichtet mit finsteren Blicken den Worten des Leonidas zugehört.

„Das muß ich sagen," versetzte er, „an Muth fehlt's Euch zungenfertigen Griechen nicht! Glaubst Du denn, daß ich so einem leichtsinnigen Burschen, so einem Weltfahrer, der da hergezogen kommt und von dem ich nichts weiß, als seinen Namen, mein einziges Kind zum Weibe geben werde!"

„Aber Meister, Ihr seid doch auch ein Mann, der im Reichthum nicht das Höchste des Lebens sucht — und wenn ich dann noch hinzufüge, daß ich wohl glauben darf, Naëmi sei auch mir zugethan, so —"

„Was!" unterbrach ihn der Alte im höchsten Zorn, „Du glaubst zu wissen, daß Naëmi —! Hinter meinem Rücken hast Du wohl gar bereits schön gethan mit dem Mädchen, ihm den Kopf verdreht? Aber noch ist meine Hand kräftig genug, um Ordnung und Zucht in meinem Hause zu halten, und was daran etwa versäumt worden ist, das will ich sogleich nachholen: Deiner Dienste bedarf ich fortan nicht mehr!"

Ohne ein Wort zu entgegnen taumelte Leonidas zur Thüre hinaus; hatte er auch immerhin gefürchtet, auf Widerstand zu stoßen, so hatte er doch eine solche Abweisung nicht erwartet. Vor der Thüre des Hauses blieb er einen Augenblick stehen und athmete tief auf. In demselben Augenblicke tauchte drüben über dem Zaun des Hofes vorsichtig ein grinsendes gelbes Gesicht auf, die funkelnden Augen waren auf Leonidas gerichtet, und eine diabolische Freude glänzte aus ihnen hervor. Kajub, der Knecht des Meisters war es, der sich hier offenbar auf die Lauer gelegt hatte, um zu beobachten, in welcher Stimmung Leonidas das Haus wieder verlassen würde.

„Haha," lachte er heiser vor sich hin, „so ist es recht: das wäre eine schöne Geschichte gewesen, wenn er das Täubchen weggeschnappt hätte, wo wäre da Kajub geblieben mit seinem leeren Beutel? Sauer genug ist es mir freilich geworden, ihn anzuschwärzen, denn ich habe wahrhaftig kein Talent zum Märchenerzähler."

Er ließ sich von dem Zaune wieder auf den Boden nieder und wandte sich in's Haus, um seinen häuslichen Verrichtungen nachzugehen. Er bemühte sich dabei, die gleichgiltigste Miene von der Welt zu zeigen, allein das mußte ihm doch nur sehr schlecht gelingen, denn als bald nachher Naëmi über den Hausflur kam, wo er Holz spaltete, da fuhr sie, als sie ihm zufällig in's Antlitz sah, erschrocken zusammen. Zu der tiefen Erregung, in der sich das Mädchen befand, stand die satanische Freude, welche aus jeder Falte von Kajub's Gesicht hervorleuchtete, im grellsten Widerspruch. Sie vermochte auch nicht weiter zu gehen, schnell wandte sie sich um und kehrte in ihr Zimmer zurück. Dort brachen ihr die bisher mit aller Gewalt zurückgehaltenen Thränen nun rückhaltlos aus den Augen, und weinend sank sie auf eine Polsterbank. Kaum hatte sie aber sich so schmerzlich geäußert, als auch schon die alte treue Miriam an ihrer Seite kniete.

„O, mein liebes Kind!" rief die Alte im herzlichsten Tone, „was ist Dir zugestoßen?"

„O Miriam, das Herz will mir zerspringen," stieß Naëmi hervor, „es ist vorbei, es ist aus, ich hab' ihn für immer verloren!" Laut weinend warf sie sich an die Brust der Alten.

„Verloren, wen? Den Leonidas?" fragte Miriam betroffen. „Hat der Vater etwas zu Dir gesagt?"

„Noch nicht, aber ich weiß trotzdem, daß er ihn abgewiesen hat. Ich sah ihn vorhin das Haus verlassen, er hatte das Haupt tief gesenkt, und sein Gang war schwer und langsam. O Miriam, seit Wochen wußte ich es, daß er heute, am Vorabend des Christfestes, um mich werben würde. Die ganze Nacht hab' ich gewacht, ich konnte den Morgen kaum erwarten, und als die Sonne emporstieg, da stellte ich mich hinter das Gitterfenster und harrte, bis er wohl mit einem Sträußchen kommen würde. Er kam glänzenden Blickes, legte die Blumen auf die Schwelle, ging dann zum kurzen Gebet zum Krippentempel hinauf, kehrte zurück und trat beim Vater ein. Miriam, ich mußte mich am Gitter festhalten, so schlug mir das Herz, jede Sekunde vermeinte ich, der Vater werde mich rufen. Aber er rief mich nicht!"

„Armes Kind, das ist ein hartes Loos. Doch vielleicht ist noch nicht Alles verloren. Warum hat ihn Dein Vater wohl abgewiesen? Hat er nicht stets seine große Geschicklichkeit im Perlmutterschnitzen gelobt, hat er ihn nicht geschätzt als einen sittsamen und zuverlässigen Menschen? In den letzten Wochen hat er ihn freilich fast gar nicht mehr beachtet."

„Auch ich habe diese Bemerkung gemacht," rief Naëmi, „und doch kann unmöglich Leonidas zu dieser Sinnesänderung Veranlassung gegeben haben."

„Gewiß nicht. Vielleicht hat ihn ein böser Verleumder angeschwärzt. Nun, ich werde nachforschen und ich habe scharfe Augen. Unterdessen schöpfe Muth, Kind, verlaß Dich auf die alte Miriam."

„Wie gern," entgegnete das Mädchen und reichte der alten Magd die feine weiße Hand, „aber verlange nicht zu viel von mir. Sage dem Vater, daß ich nicht wohl sei und daß ich auch darum am Nachmittag nicht mit in den Krippentempel zum Gottesdienst gehen kann. Ich mag nicht hinausgehen unter die Menschen."

„Ich glaub' es Dir, Kind, und werde für Dich sprechen."

Als sich die Alte gleich darauf beim Meister in der Werkstatt etwas zu schaffen machte, hatte sie es bald angebracht, daß Naëmi nicht wohl sei, und er es daher wohl erlauben werde, daß sie von dem Festgottesdienste fern bleibe. Er nickte einfach dazu, offenbar war er auch bei schlechter Laune; es mußte ihn, nach seinem ganzen Benehmen zu schließen, tief schmerzen, daß er dem jungen Mann, der ihm als Gehilfe außerordentlich viel werth war, seine Tochter nicht geben konnte.

Unterdessen wanderte Leonidas ruhelos und von Seelenschmerz gefoltert in der Umgegend von Bethlehem umher. Anfangs, als er das Haus des Meisters verlassen, hatte er dem Ort sofort den Rücken kehren und nach Smyrna oder nach Aleppo wandern wollen. Aber er fühlte, er konnte nicht gehen, ohne sie noch einmal gesehen zu haben, die er mit der ganzen Gluth seines Herzens liebte. Sicherlich, so meinte er, würde sie wie alljährlich zur Mette in den Krippentempel kommen. Als daher die Sonne sich zu neigen begann, trat er in den Krippentempel ein, setzte sich aber, um von keinem Bekannten angesprochen zu werden, tief in das Dunkel einer Nische, jedoch so, daß er bequem zum Gitter der Frauentribüne hinüberschauen konnte. Darauf füllte sich der Tempel mehr und mehr, alle Plätze wurden besetzt, allein der Platz Naëmi's blieb leer. Den alten Abu-Sero sah er drüben nicht weit vom Hochaltar, bei einer der qualmenden silbernen Räucherpfannen stehen. Da erfaßte ihn eine namenlose Angst um die Geliebte, es litt ihn nicht mehr im Tempel, er mußte hinaus.

Nur mit Mühe machte er sich durch das dichte Gedränge Bahn. Als er aus der Pforte trat, war die Sonne bereits unter den Horizont hinabgesunken, allein die Scheibe des Mondes stand am dunkelblauen Himmel und ergoß ihr Licht über das weite Hügelland. Leonidas warf einen langen Blick zu Naëmi's Haus hinüber; dort unten stand es, so unscheinbar, so bescheiden im Schatten eines großen hyssopbewachsenen Granitfelsens, und doch ein so herrliches Kleinod bergend. Er vermochte jeden Balken zu erkennen, jeden Stein im Gemäuer, nur von der Geliebten gewahrte er auch nicht die geringste Spur.

Da schrak er auf einmal leicht zusammen; seitwärts vom Hause an dem Hofzaun regte sich etwas, er sah schärfer hin und erkannte nun Kajub, wie er mit dem Kopfe vorsichtig aus einem kleinen Seitenpförtchen hervorlugte. Nachdem der Knecht sich versichert, daß die Straße menschenleer war, kam er vorsichtig heraus, lehnte die Thüre nur leise an und wandte sich dann zum Orte hinaus. Er hielt sich dabei immer auf der Schattenseite, wo er wenig bemerkt werden konnte, blieb auch wiederholt stehen und blickte sich um. Es unterlag keinem Zweifel, der Bursche führte irgend etwas im Schilde.

Leonidas entschloß sich daher kurz, dem Burschen nachzuschleichen. Er stieg eine Felsentreppe hinab, welche direkt in die Straße mündete, und folgte Kajub, indem er theils kleine Nebenwege einschlug, theils sich durch Häuservorsprünge und Felsenblöcke deckte, so daß der Bursche ihn nicht gewahr wurde.

Kajub ging wohl an die vierhundert Schritt vor den Ort hinaus, bis er schließlich in einem Hohlwege stehen blieb und einen leisen Pfiff hören ließ Sofort wurde mit einem gleichen Pfiff geantwortet.

„Aha," rief Kajub halblaut, „da bist Du also glücklich zur Stelle. Nun, es ist Alles bereit. Du brauchst nur zuzugreifen."

Leonidas gewahrte, wie aus einer Felsspalte eine dunkle Gestalt auf Kajub zutrat.

„Allah segne Dich, wenn Du die Wahrheit sprichst," versetzte die Gestalt in rauhen, gurgelnden Tönen, an denen Leonidas sofort den Schakalbeduinen erkannte.

„Du wirst Dich bald davon überzeugen," erwiederte Kajub. „Es ist Alles vortrefflich gegangen. Der Grieche, von dem ich Dir sagte, hat heute Morgen richtig um sie geworben; und wenn ich nicht wacker vorgearbeitet und den Unverschämten seit Wochen bei dem Alten angeschwärzt hätte, so säße jetzt das Haus voller Gäste, um das Verlobungsfest zu feiern."

„Wohl, wohl, denn schlank wie eine Ceder ist er!" versetzte der Beduine. „Ich sah ihn heute, ich war im Orte, als Kameeltreiber verkleidet. Ich habe mir die Oertlichkeiten noch einmal angesehen. Doch berichte weiter."

„Der Alte ist jetzt hinauf zur Christmette gegangen, Naëmi aber sitzt mutterseelenallein mit der alten Magd im Frauengemach, ein wenig betrübt — aber Du wirst sie schon trösten!"

Der Beduine that einen halb unterdrückten Schrei der Freude, während Leonidas mit den Zähnen knirschte und sich vor Erregung kaum zu halten vermochte. Er wußte jetzt Alles; es war klar, der Schakalbeduine wollte Naëmi rauben, und Kajub sollte ihm dabei behilflich sein. Mit einem Schlage waren alle anderen Gedanken bei Leonidas wie weggewischt und er hatte nur noch den einen: wie konnte er den schändlichen Plan zu nichte machen? Jedenfalls war in der augenblicklichen Situation zunächst das Richtigste, sich schleunigst lautlos zurückzuziehen. Vorsichtig schlich er eine Strecke seitwärts, und als er außer Hörweite gekommen, lief er, so schnell er konnte, nach Bethlehem zurück. Dort eilte er zu einem Landsmanne, der bei einem anderen Bildschnitzer arbeitete, theilte ihm schnell das Nöthige mit und bat ihn um Beistand. Natürlich war dieser sofort dazu bereit, bewaffnete sich, stattete auch Leonidas mit Gewehr und Dolch aus und war so schon nach kurzer Zeit mit dem Landsmanne auf dem Wege nach dem Hause des Abu-Sero. Dort überlegten Beide einen Augenblick, ob sie Naëmi von der Gefahr, die ihr drohte, benachrichtigen sollten, sie hielten es jedoch für's Beste, dem armen Mädchen die große Angst zu sparen; vielleicht konnten sie die Räuber vorher fassen und bewältigen.

Sie versteckten sich in den dunklen Winkel des Hofes und harrten nun klopfenden Herzens der Dinge, die da kommen sollten. Es war Alles ringsum still, von dem Krippentempel klangen leise die Töne der Orgel herüber. Da knarrte plötzlich die kleine Hofthüre, und zwei Gestalten erschienen lautlos. Deutlich erkannte Leonidas den Kajub und den Beduinen. An der Thüre horchten sie einige Augenblicke, ob sich drinnen etwas rege. Kein Laut war vernehmbar. Da steckte Kajub den Schlüssel in's Schloß, und der Beduine machte bereits eine Bewegung zum Eintreten in's Haus.

Dieser Moment war der geeignetste zum Vorgehen; Leonidas gab seinem Genossen einen Wink und sprang mit einem gewaltigen Satze auf den Beduinen zu; im nächsten Augenblicke riß er ihn auch schon zu Boden, während der Andere sich Kajub's bemächtigte. Doch kaum eine Sekunde blieb der Beduine am Boden, dann wußte er mit katzenartiger Geschwindigkeit sich wieder zu befreien und sich empor zu schnellen. Dabei versetzte er Leonidas einen solchen Stoß, daß dieser zu Boden taumelte. Im selben Moment griff er nach seinem Gürtel, riß eine Pistole heraus und gab auf den Landsmann des Leonidas Feuer. Ein Schrei folgte unmittelbar dem Krach der Pistole.

Schuß und Schrei hatte man natürlich im Hause gehört, und zitternd war die alte Miriam mit der Lampe in den Hausflur gestürzt. Dort stand sie einen Moment rathlos, was sie thun sollte, als die Thüre nach dem Hofe zu aufgestoßen wurde und der Beduine funkelnden Auges hereinsprang. Entsetzt wich sie zurück, im Nu war er vorüber und verschwand im Frauengemach. Ein herzzerreißender Schrei Naëmi's — ein triumphirender Ausruf des Beduinen — und schon im nächsten Augenblicke stürmte der Räuber wieder aus dem Gemach hervor, das halb ohnmächtige Mädchen, dessen Hände er im Nu gefesselt und dessen Mund er mit einem Tuche verstopft, auf seinem linken Arme tragend. Doch er nahm nicht mehr den Weg nach dem Hofe. Mit einem Griff riß er die Thüre nach der Straße zu auf und verschwand mit seiner Beute im Dunkel.

Unterdessen hatten sich aber auch Leonidas und sein Landsmann wieder aus ihrer Betäubung aufgerafft, der Erstere war mit dem Kopfe nur gegen einen Stein geprallt, der Letztere hatte nur einen Streifschuß am Halse bekommen.

„Ihm nach!" schrie Leonidas aufspringend und stürzte in's Haus; sein Landsmann folgte ihm. Als sie die vordere Hausthüre offen sahen, eilten sie sofort auf die Straße. Hier sahen sie, wie in einiger Entfernung soeben ein Reiter davontrabte.

„Wir müssen den Räuber einholen," stieß Leonidas hervor, „wir müssen sie ihm wieder entreißen!" Und ohne viel Besinnen sprang er in den Hof des Nachbars Kuhef, des Metzgers, riß gewaltsam die Thür des Pferdestalles auf — und schon wenige Minuten später schwang er sich auf eines der Thiere. Noch ein Moment und bereits jagte er ohne Sattel und Zaum dem Beduinen nach; sein Landsmann folgte ihm.

Eine wilde Hetze begann. Der Beduine erkannte die Gefahr, er trieb fort und fort sein Pferd an, aber dieses griff nicht mit voller Kraft aus, wiederholt schien es zu straucheln, einmal bäumte es sich sogar; dadurch kamen die Verfolgenden rasch näher.

Jetzt war der entscheidende Augenblick gekommen; Leonidas riß sein Pistol aus dem Gürtel, zielte scharf auf das Pferd des Beduinen, drückte los — und hoch auf bäumte sich das schwer getroffene Thier. Der Beduine stieß ein wildes Geheul aus.

Im nächsten Augenblicke brach das Pferd ächzend zusammen, der Reiter aber sprang aus dem Sattel, schleuderte Naëmi von sich und stürzte sich, den blitzenden Yatagan in der Faust, auf seinen Verfolger. Dieser war ebenfalls vom Pferde gesprungen. Ein kurzes, entsetzliches Ringen entstand; da plötzlich schrie der Beduine laut auf und fiel zurück. Leonidas taumelte ebenfalls zur Seite und sank zu Boden.

Jetzt langte auch der Landsmann des Leonidas an.

„Barmherziger Himmel!" schrie er, „Leonidas, bist Du schwer verwundet?"

Der Name Leonidas mußte eine Zauberkraft auf Naëmi ausgeübt haben; sie richtete sich auf, und dabei bemerkte der Grieche erst, daß sie gefesselt war. Schnell sprang er zu ihr hin und befreite sie von Binde und Tuch, so daß sie nun zu Leonidas hinübereilen und seine Hand ergreifen konnte

„O, mein Geliebter!" rief sie. „Sage nur ein einziges Wort!"

Leonidas vermochte nur mit dem Kopfe zu schütteln, dann sank er matt wieder zurück in die Arme seines Landsmannes.

Unterdessen war es in dem Orte lebendig geworden; man hatte den Schuß im Hofe Abu-Sero's und den Lärm auf der Straße gehört, und infolge dessen war eine Anzahl beherzter Männer alsbald den Flüchtlingen nachgeeilt. Sie kamen eben an, als Naëmi trostlos neben Leonidas kniete. Schnell wurden sie über das Vorgefallene aufgeklärt und trugen nun Leonidas, während Naëmi an seiner Seite dahinschwankte, nach Bethlehem zurück, in das Haus seines alten Meisters.

Es ergab sich, daß Leonidas einen ziemlich tiefen Stich in die rechte Brust erhalten hatte. Den Beduinen fand man todt, auch das Pferd war verendet; bei näherer Besichtigung desselben bemerkte man, daß um die Hufe Tücher gebunden waren, wahrscheinlich, um das laute Klappern der Hufe auf den Steinen der Straße zu verhindern. Diese Tücher aber hatten das Pferd bei der Flucht gehindert, auszugreifen, und dadurch war es Leonidas möglich geworden, den Räuber einzuholen. —

Kajub wurde natürlich sofort, nachdem ihm die Landsleute des Leonidas eine gehörige Tracht Prügel verabreicht, davongejagt. Leonidas verblieb im Hause Abu-Sero's. Der Alte war vollständig verwandelt, besonders da er ein Verhör mit Kajub noch vorgenommen und durch dessen Eingeständniß erfahren hatte, wie schändlich Leonidas durch den schurkischen Knecht bei ihm verleumdet worden war, nur damit Naëmi desto bequemer gegen einen Sündenlohn dem Beduinen-Scheik ausgeliefert werden konnte. Trotz der sorgsamsten, liebevollsten Pflege mußte Leonidas mehrere Wochen das Bett hüten und erholte sich auch dann, als die Heilung eintrat, nur sehr langsam. Als dann aber die Genesung erreicht war, da wurde ihm auch der schönste Lohn für sein schmerzvolles Leiden: er durfte Naëmi seine Braut nennen.

Die Hochzeit fand jedoch nicht in Bethlehem statt; es regte sich bei Allen der Wunsch, die Stätte für immer zu verlassen, wo sie so Entsetzliches erlebt. Abu-Sero verkaufte daher sein Besitzthum, und Alle reisten zunächst nach Smyrna, wo im Hause der Eltern des Leonidas die Hochzeit gefeiert wurde. Dann aber siedelte die Familie nach Neapel über. Das Geschäft, welches Leonidas dort gründete, blühte schnell empor; es befindet sich dicht bei der Riviera di Chiaja und wird von fast allen Reisenden besucht, die sich ein schönes Andenken mitnehmen wollen.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Wie man sich in alten Zeiten vergnügte. — Wenn in den blutigen Kämpfen, die Schottland und England mit einander führten, einmal ein

Waffenstillstand eingetreten war, so benutzten ihn die schottischen und englischen Ritter, mit Hintansetzung ihrer sonstigen Feindschaft, zu gemeinsamen ritterlichen Uebungen, Kampfspielen und Turnieren, um darin den Muth und die Stärke der Einzelnen zu erproben. Einst lud im Waffenstillstand Heinrich v. Lancaster, Graf v Derby, der nachmalige König Heinrich IV. von England (1399—1413), etwa zwanzig der edelsten und kühnsten Schotten, darunter den Ritter v. Liddesdale, Sir Alexander Ramsey, seinen Verwandten, den ehrenfesten Sir William Ramsey, Sir Patrick Graham und überhaupt die Blume der schottischen Ritterschaft zu einem Kampfspiel ein, das in der Nähe von Berwick stattfinden sollte. Herzlich war der Empfang, prächtig und königlich die Bewirthung. Nach dem Mahle berieth man über die Art des Kampfes und die Waffen. Der Gastgeber wandte sich an Ramsey und fragte ihn, in welcherlei Rüstung die Ritter mit einander kämpfen sollten. „Mit eisenbeschlagenen Schilden," sagte Ramsey, „wie sie die Männer im Turnier gebrauchen." — „O, nein," versetzte Heinrich, „das brächte uns wenig Ruhm, in solch' sicherem Schutz zu kämpfen; laßt uns vielmehr die leichtere Rüstung wählen, die wir auf dem Schlachtfeld tragen." — „Mit Vergnügen!" sagte Ramsey, „es ist uns sogar recht, in unseren seidenen Wämmsern zu kämpfen, und wir danken für die Freiheit!" — Das Spiel begann. Die Speere flogen, splitterten und sausten, Wunde folgte auf Wunde, und das Blut floß in Strömen. Der Ritter v. Liddesdale wurde am Handgelenk verwundet und mußte sich bald vom Kampf zurückziehen. Sir Patrick Graham warf seine Lanze nach einem englischen Ritter, Namens Talbot, und traf ihn an die Brust. Talbot wäre des Todes gewesen, hätte er nicht gegen die Uebereinkunft zwei Brustpanzer angehabt; auch so noch drang der Speer einen Zoll tief durch die Rüstung. Noch manche Lanze wurde an demselben Tage geschleudert, Schotten und Engländer fielen und wurden verwundet, und als man bei der Abendmahlzeit saß, forderte ein englischer Ritter den erprobten Graham auf, mit ihm am folgenden Tage drei Gänge zu machen. „Wünschest Du mit mir zu kämpfen?" fragte Graham, „dann stehe früh am Morgen auf, beichte Deine Sünden und mache Deinen Frieden mit Gott, denn Du wirst im Paradiese zu Abend speisen!" Der Mann, der so selbstbewußt zu sprechen wagte, verstand es auch, sein Wort zu halten. Am anderen Morgen rannte Graham seinem Gegner den Speer durch den Leib, und Jener fiel und war nicht mehr. Ein anderer Engländer wurde auch erschlagen, ein schottischer Ritter tödtlich verletzt. Den William Ramsey traf ein Speer am Helm,

Humoristisches.

Unnöthige Mühe.

(Eine Frau schimpft in der Stube furchtbar auf ihren Mann, der Sohn sitzt ruhig am Tisch und lernt.)

Mann: Junge, wie kannst Du denn bei diesem Spektakel lernen? Hör' doch auf!

— Nein, ich muß lernen.

Was denn?

— Eine Schiller'sche Ballade, den „Kampf mit dem Drachen"!

Das hast Du nicht nöthig; wenn Du größer bist, lernst Du den schon von selbst!

Enttäuschung.

Junge Dame: Ein wirkliches Kunstwerk! O reizend! Wenn ich nur Auskunft erhalten könnte —

Maler (erfreut aus dem Hintergrunde hervortretend): Bitte, mein Fräulein, ich bin der Maler dieses Bildes. Worüber wünschen Sie Auskunft?

Junge Dame: Ich möchte gern wissen, — wo sich das Original zu diesem Bilde frisiren ließ.

fuhr hindurch, brach ab und der Splitter blieb im Schädel stecken Kopf und Helm waren aneinander genagelt. Eilig schickte man nach dem Priester, um dem Verwundeten die Beichte abzunehmen, denn an ein Aufkommen aus solcher Noth gedachte man nicht. Er beichtete, den Helm natürlich auf dem Kopfe. Als dies der Graf v. Derby sah, rief er aus: „Ah, das ist ein weidlicher Anblick, einen Ritter in seinem Helme beichten zu sehen. Gebe mir Gott auch solch' ein Ende!" Als der Priester gegangen war, ließ ein Verwandter William's diesen sich der Länge nach auf die Erde legen, stemmte ihm seinen Absatz gegen den Kopf, drückte denselben nieder, packte den Lanzensplitter mit beiden Händen und riß ihn mit Aufgebot aller seiner Kräfte aus dem Helm und Schädel. Sofort sprang William auf und sagte, es ginge ihm ganz erträglich. — Das waren Recken! Man glaubt von Riesen zu vernehmen, hört man diese Berichte. — Indessen nahte das Ende des Kampfspiels, die Theilnehmer schieden mit herzlichem Händedruck von einander, und als der Waffenstillstand abgelaufen war, standen sich dieselben Männer, die vertraulich beim Humpen gesessen, sich in aller Freundschaft die Hälse gebrochen und einander beim Abschied die Hände gereicht hatten, wieder als die erbittertsten Feinde gegenüber! [J. D.]

Bilder-Räthsel.

Auflösung folgt in Nr. 5.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 3:

Es ist nichts erbärmlicher in der Welt, als ein unentschlossner Mensch.

Kapsel-Räthsel.

Trag' ich in mir, wie Jeder weiß,
Auch Nichts als hartes, kaltes Eis,
Bin ich doch Quelle alles Lebens.

Mir gilt des Todes Ruf vergebens
Und ewig kann allein nur sein,
Was ich in Wahrheit nenne mein. [M. Paul.]

Auflösung folgt in Nr. 5.

Auflösungen von Nr. 3: des Räthsels: Hof; des Füll-Räthsels: Grevy — Giers.

G	E	O	R	G
K	R	E	I	S
A	R	E	N	A
T	R	A	V	E
S	Ü	L	L	Y

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von Hermann Schönleins Nachfolger in Stuttgart.